SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Praktiken sozialer Verortung im globalisierfen Kapitalismus: was wir wirklich wissen wollen und zur wissenden Voreiligkeit der kritischen Kritik

Jain, Anil; Höfer, Renate; Keupp, Heiner; Kraus, Wolfgang

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Jain, A., Höfer, R., Keupp, H., & Kraus, W. (2000). Praktiken sozialer Verortung im globalisierfen Kapitalismus: was wir wirklich wissen wollen und zur wissenden Voreiligkeit der kritischen Kritik. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, *24*(3/4), 161-197. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-288022

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Comercial-NoDerivatives). For more Information see:
https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0

gesis
Leibniz-Institut
für Sozialwissenschaften

Mitglied der
Leibniz-Gemeinschaft

Anil Jain, Renate Höfer, Heiner Keupp und Wolfgang Kraus

Praktiken sozialer Verortung im globalisierten Kapitalismus

Was wir wirklich wissen wollen und zur wissenden Voreiligkeit der kritischen Kritik

> Ihre Kritik habe ich, im kleinsten Orte meiner Wohnung sitzend, noch vor mir. Bald werde ich sie hinter mir haben.
>
> Max Reger

1. Einleitung: Ein vielstimmiger Chor mit zu vielen Tenören

Auf der Grundlage eines kurzen Artikels Stellung zu einem Projekt zu nehmen, das sich ein Programm für fast ein Jahrzehnt vorgenommen hat – keine leichte Aufgabe. Wir danken allen KommentatorInnen, die sich darauf eingelassen haben. Der Chor hat viele Stimmen – so soll es sein. Die Tenöre scheinen uns allerdings überbesetzt. Notwendigerweise sind viele Facetten angesprochen, viele Diskussionen angerissen worden. Nicht auf alle werden wir hier eingehen (können und wollen). Manche der Aussagen können auch gut für sich alleine stehen, ohne unseren Kommentar zu ihrem Kommentar. Um aber im Bild zu bleiben: Nicht immer stimmen die Einsätze und mancher Tenor singt sein Solo, das er schon immer singt, obwohl für die Choraufführung etwas anderes verabredet war.

Allgemein gesprochen scheinen uns in den Kommentaren vier Tenöre deutlich hör- bzw. lesbar zu werden – natürlich ganz unterschiedlich deutlich in den einzelnen Artikeln:

1. Tenor: „Da müsst ihr genauer werden!" Unter diesem Fokus werden notwendige Differenzierungen in unserem Ansatz im Einklang mit dem aktuellen Forschungsstand angemahnt.

2. Tenor: „Verachtet uns die alten Meister nicht." Diese Argumentationslinie beschäftigt sich stark mit der Frage, was kritische Psycholo-

gie heute heißt. Geht es um „die" kritische Psychologie, um „eine" kritische Psychologie, „mit" Marx, „nach" Marx, „jenseits" von bzw. „ohne" Marx. Je nach Position der AutorInnen fällt ihr Urteil über uns – in der Regel – mehr oder – seltener – weniger harsch aus. Manche lassen sich erfreulicherweise auch dann auf eine differenzierte Kritik ein, wenn wir ihnen aus der Sicht einer „kritischen Psychologie®" nicht eigentlich satisfaktionsfähig erscheinen.

3. Tenor: „Ihr macht das falsche Projekt." Hier handelt es sich in der Regel um Vorschläge für andere Projekte, andere Fragestellungen als das unsere.

4. Tenor: „Ihr singt die Lieder des Klassenfeindes." Hier geht es im wesentlichen um Etikettierungen als „neoliberal" und „affirmativ". Diese Etikettierungen erfolgen wie konditionierte Reflexe. Der Bezug auf Autoren wie Giddens oder Beck reicht schon als Schlüsselreiz.

Es ist wohl leicht nachzuvollziehen, dass uns der erste Fokus der nächste ist, knüpft er doch unmittelbar unsere eigenen Überlegungen an. Der zweite Fokus ist uns der lästigste, weil er uns in Zwangssituation bringt, belegen zu müssen, dass wir keine un-kritischen sondern kritische Psychologen sind und dass es uns nicht um eine bloße Affirmation der herrschenden Verhältnisse zu tun ist. Und zudem nötigt er uns zu einer ausführlichen Formulierung des Arguments, dass sich die Sozialwissenschaften seit Marx durchaus entwickelt haben, es also von Nutzen ist, die aktuelle Diskussion mehr als nur kursorisch zur Kenntnis zu nehmen, und sie nicht, auf Marxens Schultern sitzend, vorschnell als Zwergendiskurs abzutun. Das ist zwar einerseits wichtig, andererseits birgt ein solches Scharmützel die Gefahr, uns relativ weit von unserem eigentlichen Anliegen, unserem Projekt, zu entfernen. Der dritte Fokus schließlich, die Überlegung, dass die relevanten Fragen und Forschungsprojekte eigentlich andere wären, droht uns, beinahe eineinhalb Jahre nach Projektbeginn, in eine tiefe Depression zu stürzen, eine Gefahr, der wir nur dadurch entgehen können, dass wir uns solchen anderen Projektideen verschließen und denen, die sie realisieren werden, alles Gute wünschen. Der vierte Fokus könnte jenen Schmerzen zufügen, die sich einbilden, dass ihr Herz links schlüge und denen auf einmal atte-

stiert wird, mit dem Klassenfeind zu fraternisieren. Gegenüber diesem Relikt linkssektierischer Exklusionspraxis haben wir uns einfach entschieden, den einschlägig verfahrenden Kommentaren die Definitionsmacht über unser politisches Selbstverständnis nicht abzutreten.

Eine gewisse Enttäuschung, die sich nach der Lektüre der unterschiedlichen Kommentare eingestellt hat, soll nicht verhehlt werden. Kritik haben wir uns gewünscht und darüber wollen wir uns auch nicht beklagen. Die Enttäuschung rührt daher, dass nach unserem Gefühl die Kommentare zu wenig den Status unseres Papiers berücksichtigt haben. Es ist die inhaltliche Begründung zu einem Forschungsprojekt, das im Rahmen eines Sonderforschungsbereichs der Deutschen Forschungsgemeinschaft die Chance hat, fast eine Dekade an ihrem Projekt empirisch und theoretisch zu arbeiten. Wir hatten auf Vorschläge und Ideen gehofft, die wir gut mit hätten aufnehmen können. Einige haben wir auch bekommen und sind dafür sehr dankbar. Einige der kritischen Kommentare gehen aber auf uns so ein, als hätten wir nicht gerade erst angefangen, uns in unserem thematischen Feld zu bewegen, sondern würde abschließende Gedanken formulieren. Thema verfehlt würde hier ein gestrenger Deutschlehrer sagen.

Aus dem Gesagten folgt schon in etwa der Aufbau dieses Artikels. Wir werden uns lange aufhalten bei angemahnten Differenzierungen unseres Ansatzes, weniger lange bei Überlegungen zum allgemeinen Zustand einer kritischen Psychologie und unserer Position darin und nur kurz bei der Diskussion möglicher anderer wichtiger Forschungsprojekte. Wir werden uns zunächst (Abschnitt 2) der kritischen Anfrage stellen, ob wir es mit der vielfältigen Verwendung metaphorischer Begrifflichkeiten auch wirklich bis zum Betreiben echter Wissenschaft bringen können. Es geht also um den wissenschafts-theoretischen Status von Metaphern als erkenntnisförderliche oder -hemmende Instrumente. Wir werden uns weiterhin (Abschnitt 3) der für uns zentralen Frage nach Macht, Ressourcen und Zugehörigkeit stellen und das führt mit einer gewissen Notwendigkeit (Abschnitt 4) zur Geschlechterfrage. Schließlich wollen wir noch einen Einblick geben in den aktuellen Stand des Projektes, das jetzt seit eineinhalb Jahren läuft.

2. Der erkenntnisgenerierende Wert von Metaphern

Die Kritik am metaphorischen Schreiben zieht sich – auch das eine Metapher! – wie ein roter Faden durch die Stellungnahmen zu unserem vorgelegten Papier. Sehr selten sind dabei Einwürfe, die sich konkret und produktiv weiter denkend mit den von uns verwendeten metaphorischen Bildern – der Staat als Gärtner, soziale Landschaften etc. – auseinandersetzen. Eine der wenigen Ausnahmen bildet hier Arnold Schmieder, der die von uns thematisierte Problematik der agro-industriellen Monokultur (d.h. einer *kommodifizierten* Gesellschaft auf der Basis instrumenteller Vernunft) aufgreift, und in diesem Zusammenhang auf das traditionelle Drei-Felder-System zu sprechen kommt, das mit seiner wechselnden „Brache" als mögliches Alternativ-Modell dienen könnte.

Die meisten Kommentare zielten indes in eine eher grundsätzliche Richtung: Mit der Metapher würde gleichsam die an den – nicht-ideologischen – Begriff geknüpfte Möglichkeit der Gesellschaftskritik insgesamt verabschiedet. Nur die kritischen Begriffe der marxistischen Theorie wie beispielsweise der Klassenbegriff könnten die Realität des (globalisierten) Kapitalismus – auch heute noch, unter den Bedingungen „flexibilisierter Akkumulation" (Harvey 1989) – adäquat einfangen (so etwa Morus Markard, Klaus Weber oder Thomas Theo).

Diese Sichtweise passt sich paradoxerweise sehr gut gerade in den traditionellen philosophischen Diskurs ein, der jedoch leider weniger materialistisch dominiert, als vielmehr idealistisch verengt ist. Zwar dachte noch Platon, dass die Welt nach den Ideen geschaffen wäre, und die platonische „Idee" *(eidos)* ist „wesentlich" ein Bild: jenes „Urbild", das der konkreten Gestalt der Dinge zugrunde liegt (vgl. z.B. *Politeia;* Buch VI). Doch spätestens seit Aristoteles, der die klassische Definition der Metapher prägte (vgl. *Poetik;* 1457b), wird die bildlich-metaphorische Ausdrucksweise einem eher peripheren Diskurs zugeordnet, nämlich der Poetik und Rhetorik. Auch in der Folge wagte es deshalb kaum ein Denken, der ernst genommen werden wollte, sich – offen – zur Metapher zu bekennen. Denn wie bemerkt Max Black (1983) so treffend: „Auf die Metaphern eines Philosophen aufmerksam machen, heißt ihn herabsetzen – als rühmte man einen Logiker wegen seiner schönen

Handschrift. Der Hang zur Metapher gilt als verderblich nach der Maxime, worüber sich nur metaphorisch reden lasse, solle man am besten überhaupt nicht reden" (S. 55).

Zumindest in dieser Hinsicht steht die neuzeitliche Philosophie in völliger Kontinuität zur philosophischen Tradition der Antike und des Mittelalters. Sie ist – darauf zielend in einer Zeit der Unsicherheit neue Sicherheiten herzustellen – dominiert vom Streben nach Rationalität und dem „reinen" Begriff. Das zeigt sich nicht nur an der ablehnenden Haltung, die Bacon in seinem *»Novum Organum«* (1990) und Descartes in seinem *»Discours de la méthode«* (1960) gegenüber der bildlicher Sprache und bildlichem Denken einnehmen. Eine explizite Ablehnung des Bildlichen und speziell des Metaphorischen läßt sich sehr klar auch bei anderen zentralen Philosophen der Neuzeit aufweisen. Thomas Hobbes etwa – obwohl selbst tragend auf einer Metapher: dem Bild des staatlichen „Leviathan" aufbauend – läßt sich vom Ideal der geometrischen Methode leiten und fordert ein mathematisch genaues Operieren mit den sprachlichen Begriffen. Deshalb bemerkt er (1992, S. 45f.):

> „Eine deutliche, durch richtige Erklärungen gehörig bestimmte und von allen Zweideutigkeiten gesäuberte Art des Vortrags ist gleichsam das Licht des menschlichen Geistes; die Vernunft macht die *Fortschritte*, Regeln machen den *Weg zur Wissenschaft* aus, und Wissenschaft hat das *Wohl des Menschen zum Ziel.* Metaphern aber und nichtssagende oder zweideutige Worte sind *Irrlichter*, bei deren Schimmer man von einem Unsinn zum anderen übergeht und endlich, zu Streitsucht und Aufruhr verleitet, in Verachtung gerät."

Die Spitze und den Höhepunkt in der erstaunlich uniformen philosophischen Bewegung weg von der Metapher und vom Bildlichen (eine Ausnahme bildet einzig Vico) kann man freilich bei Hegel ausmachen. Zwar gehört er dem (deutschen) Idealismus an und baut also wesentlich auf Platons Gedanken auf. Doch Hegel fasst die Idee im Gegensatz zu Platon rein abstrakt (und nicht bildlich). Das Abstrakte der Idee kann wiederum nur über den reinen (eindeutigen) Begriff erfasst werden, in dem alle Widersprüche (synthetisch) „aufgehoben" sind. Auch die Metapher beinhaltet, wie er in seinen *»Vorlesungen über die Ästhetik«* bemerkt, zwar eine Synthese, indem sie Gegensätze verbindet, zweifaches in eins

setzt. Trotzdem betrachtet Hegel die Metapher – wegen ihrer potentiell bedrohlichen Uneindeutigkeit – kritisch. Denn:

> „Die Metapher [...] ist immer eine Unterbrechung des Vorstellungsganges und eine stete Zerstreuung, da sie Bilder erweckt und zueinander stellt, welche nicht unmittelbar zur Sache und Bedeutung gehören" (1965, S. 395).

Die Metapher bringt also gemäss Hegel von der Spur der (metaphysischen) Bedeutung ab, und die Philosophie muss darum eine ähnliche Bewegung wie die – lebendige – Sprache vollziehen, in der nach und nach der ursprüngliche metaphorisch-bildliche Gehalt des Ausdrucks schwindet und sich durch „Abnutzung" (bzw. in dialektischer Aufhebung) zum eigentlichen Begriff wandelt (vgl. ebd., S. 391f.).

Es war das erklärte Ziel von Karl Marx die Hegelsche Philosophie vom Kopf auf die Füße zu stellen, von der idealistischen (Geschichts-) Philosophie/Ideologie zu einer materialistischen, auf die „Realität" der ökonomischen Verhältnisse gegründeten Sichtweise zu gelangen, die auf eine Umwälzung der sozialen Praktiken zielt. Stellt seine Einstellung zur Metapher also die Hegelsche Ablehnung von Metaphorik ebenfalls auf den Kopf? – Marx nimmt zwar keine explizite (Gegen-)Position zur Metapher ein, macht sich aber, wie gesagt, für eine nicht-ideologische Begrifflichkeit stark, die auf die Erfassung der ökonomischen Verhältnisse abhebt und damit die metaphysische „Körperlosigkeit" des idealistischen Begriffs überwindet, welcher die gegebene Realität gerade deshalb nicht transzendieren kann, sondern überhöht (vgl. z.B. seine *»Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie«*). Und doch ist die Metapher an vielen Stellen seines Werks präsent: Das *»Manifest der Kommunistischen Partei«* von 1848 etwa erlangt seine auffordernde Eindringlichkeit unseres Erachtens wesentlich durch die darin verwendeten Metaphern. Man denke nur an Formulierungen wie: „Gespenst des Kommunismus", „heilige Hetzjagd", „buntscheckige Feudalbande", „eiskaltes Wasser egoistischer Berechnung", „Alles Ständische und Stehende verdampft" etc. Marx thematisiert Gesellschaft sogar an einigen Stellen seines Werks in einer durchaus fragwürdigen Körpermetaphorik, etwa wenn er in seiner Schrift vom *»Elend der Philosophie«* aus dem Jahr 1846/47,

analog zu antiken und mittelalterlichen politischen Denkern (vgl. auch Struwe 1978), vom „Gesellschaftskörper" spricht (MEW, Bd. 4, S. 131).

Es ist sehr „bezeichnend", daß sich also auch die größten Verfechter des begrifflichen Denkens der (subtilen) „Macht der Metapher" (Gamm 1992) offenbar nicht entziehen können. Das gilt übrigens ebenso für einige unserer Kritiker. So beschreibt etwa Theo, der unseren Metapherngebrauch dezidiert ablehnt, die Entwicklung der Gesellschaftstheorie als degressive *Jahreszeitenabfolge* – wobei man nunmehr, wie auch unser Text angeblich zeigen soll, im eisigen Winter kritischer Gesellschaftstheorie angelangt sei und die Pflanzen der Kritik nur mehr als tote Gerippe dastehen (um diese Metapher weiter zu spinnen). Gleichwohl möchten wir Theo und mit ihm allen anderen Metaphern-Skeptikern unseren – metaphorischen – Trost spenden: Auf jeden Winter folgt ein neuer Frühling. Und wie wir meinen, könnte dieses „Frühlingserwachen" kritischer Gesellschaftstheorie vielleicht gerade mit dem Medium der Metapher erreicht werden.

Die Antwort auf die Frage, warum auch ihre schärfsten Kritiker anscheinend nicht auf die Metapher verzichten können, kann zugleich zeigen, wieso wir in der Metapher ein kritisches Potential vermuten: Die Metapher ist ein mächtiger (nicht nur stilistischer) „Topos" im Diskurs. Sie schafft zum einen durch ihre bildliche Übertragung eine Verbindung der abstrakten Idee mit der »materiellen«, körperlichen Ebene. Denn als bildliche Vorstellung spricht sie unsere »Sinnlichkeit« an – und verleiht dem abstrakten Gedanken dadurch zugleich Sinn und erklärendes Gewicht (vgl. dazu auch Gamm 1992, S. 66ff.). Zum anderen verweist die Metapher auf Differenz und öffnet sich ihr, indem ihre Bildlichkeit *von der Kontextlogik abweicht.* Sie zwingt so zu einer (kreativen) Deutung und macht es zugleich möglich, das auszudrücken, was in abstrakte Begriffe gefasst aus dem (wissenschaftlichen) Diskursrahmen fallen würde. Sie ermöglicht also den Ausdruck des (begrifflich) Unsagbaren, ist ein Medium jenes (Gegen-)Sinns, der in der binären, von aller Ambivalenz gereinigten Begrifflichkeit des standardisierten wissenschaftlichen Diskurses nicht figurieren könnte (vgl. auch Blumenberg 1983).

Sie überschreitet damit die begrenzte, abschließende Rationalität der neuzeitlichen Aufklärung (vgl. auch Lash 1999) und erschließt – reflexiv-kritisch gedeutet – die Möglichkeit zu einem auf Differenzbewusstsein gegründeten Verstehen einer „negativen Hermeneutik" (Schönherr-Mann 2001). Oder anders, in Anlehnung an Adorno (1966 und 1973) formuliert: Das ästhetisch-sinnliche Potential der Metapher bildet die mögliche Basis für den Ausdrucks des Nicht-Identischen.

Darum ist die in den Wissenschaften praktizierte ausschließende Gegenüberstellung von poetischen und philosophisch-theoretischem Diskurs auch überaus unproduktiv, nutzt nicht das kreative Potential der „lebendigen Metapher" (vgl. Ricœur 1986). Wie könnte man dieses kreative, sich aus dem Zwang zur Deutung ergebende Potential am fruchtbarsten theoretisch nutzen? Jain (2001a) hat hierzu folgende Schritte vorgeschlagen: Eine *initiale Metapher*, d.h. ein veranschaulichendes Ausgangsbild, wird durch detaillierende Ausmalungen und weiterführende Assoziationen angereichert. Es erfolgt also eine *Ver-Dichtung*. Dieses verdichtete Bild wird dann auf die übergreifende Ausgangsvorstellung rückübertragen *(Mikro-Makro-Re-transfer)*, was gerade dort, wo die Analogie zwischen ursprünglichem Bild und Ausgangsvorstellung gesprengt wird, zu neuen Denkwegen führen kann.

Es soll mit dem Hinweis auf das kreative Potential der Metapher allerdings keineswegs ihre Dialektik negiert werden. Die Bildlichkeit der Metapher kann, insbesondere, wenn sie »konventionell« gelesen wird, auch ein fixierendes Element beinhalten. Nicht nur deshalb gilt es, fremde wie eigene Metaphern stets gründlich und vor allem kritisch zu reflektieren, sich ihrer möglichen, auch abweichenden Be-Deutungshorizonte bewusst zu werden. Allerdings sollte man sich nicht der Illusion hingeben, daß der angeblich so »reine« Begriff nicht in dieser Dialektik verfangen wäre, da jeder Begriff einen latenten, nur verdeckten metaphorischen Gehalt hat (der gleichsam den begrifflichen »Mehrwert« darstellt), so daß man geradezu zwangsläufig in metaphysisches Denken verfällt, wenn man sich diese Latenz der Begriffe nicht bewusst macht (vgl. auch Derrida 1988). Und so bemerkt Richards (1983) treffend:

> »Dass die Metapher das allgegenwärtige Prinzip der Sprache ist, kann anhand bloßer Beobachtung nachgewiesen werden [...] Selbst in der strengen Sprache der Wissenschaften kann man sie nur mit großen Schwierigkeiten ausschalten oder umgehen [...] Vor allem in der Philosophie ist jeder Schritt riskant, wenn wir uns nicht ständig der von uns [...] verwendeten Metaphern bewusst sind; wir können zwar behaupten, Metaphern zu meiden, doch wird uns das nur gelingen, wenn wir sie zuvor entdeckt haben [...] Die Metaphern, die wir meiden, steuern unser Denken ebenso sehr wie jene, die wir akzeptieren.« (S. 33)

Die Vermeidung von Metaphern führt also nicht aus der Dialektik der Metapher hinaus und entlastet auch keineswegs von der Notwendigkeit (kritischer) Deutung. Im Gegenteil: Die anhand der Metapher vorgestellte Bedeutung verweist, anders als der (angeblich) abstrakte Begriff, immer zugleich auf Ihren (kreativen) Deutungscharakter und verheimlicht ihn nicht. Es wäre aber dabei ein Fehler anzunehmen, die Bedeutung liege in der Metapher selbst. Sie wird vielmehr vom Deutenden erst konstruiert: „Metaphern sind die Traumarbeit der Sprache, und ihre Deutung sagt – wie bei der Traumarbeit – durch Spiegelung über den Deutenden genauso viel wie über den Urheber" (Davidson 1998, S. 49).

Davidson verweist in dem oben zitierten Satz (metaphorisch) zugleich auf die engen, aktuell immer stärker bewusst werdenden Bezüge zwischen Metaphorik und Psychologie/Psychoanalyse (vgl. z.B. – theoriebezogen – Soyland 1994 oder – empirisch-anwendend – Schmitt: 1995). Als Pionier kann diesbezüglich Lacan (1986b) gelten, der der Psychoanalyse das Feld der Sprache und des Sprechens neu erschlossen hat – und u.a. darauf hinwies, wie zentral metaphorisch-sprachliche Strukturen für die Formierung des Subjekts sind (vgl. auch ders.: 1986a und 1986c sowie aktuell Konersmann: 1991 und Schafer 1995). Deshalb ist die Psychoanalyse, richtig gedeutet, auch „alles andere als ein Versuch zur *Eliminierung* des metaphorischen Denkens (oder der Übertragung), vielmehr ermöglicht sie, als ›Metaphernanalyse‹ verstanden, sich der Anwendung von Metaphern bewusst zu werden und zu einem selbstkritischen Verhältnis zu den Metaphern (und Gegensätzen) zu gelangen, von denen wir gelebt werden und die wir leben" (Carveth 1993, S. 32f.).

Dieses »metaphorische« Bewusstsein führt dazu, daß nunmehr auch die psychoanalytische Metaphorik einer kritischen Analyse unterzogen wird (vgl. ebd. sowie Spence 1987). Und selbst in der traditionell eher am naturwissenschaftlichen Modell ausgerichteten Kognitionspsychologie keimt seit längerem die Erkenntnis, daß metaphorische Ausdrücke Verstehen sehr wirkungsvoll organisieren können, weil in der Metapher eine Verbindung zwischen Bild und Wort geschaffen wird, so daß beide Ebenen sich gegenseitig ergänzen und verstärken (vgl. z.B. Paivio 1979). Lakoff und Johnson behaupten gar, daß „unser alltägliches Konzeptsystem, nach dem wir sowohl denken als auch handeln, [...] im Kern und grundsätzlich metaphorisch [ist]" (1998, S. 11). Unser gesamtes (praktisches) Leben, nicht nur die Sprache, beruht also auf metaphorischen Konzepten. Dieser bedeutenden „Realität" des Metaphorischen sollte sich gerade eine kritische Psychologie und Gesellschaftstheorie also nicht entziehen – wenn sie sich nicht in der Dialektik der Metapher versticken will.

Um uns aber selbst nicht in der nun ausgiebig beschworenen Dialektik der Metapher zu verstricken, sondern unserer eigenen, hier aufgestellten Anforderung der kritischen Reflexion gerecht zu werden, wollen wir an dieser Stelle nachholen, was wir (aufgrund des Zwangs zur Kürze) in unserem ursprünglichen Beitrag vernachlässigt wurde: nämlich eine kritische Auseinandersetzung mit unserer eigenen Metaphorik. Dabei möchten wir zuerst, in kurzen Stichpunkten, auf einige – von uns durchaus wahrgenommene – Probleme der Metapher der sozialen Landschaft eingehen, aber auch, hierauf aufbauend, ihre heuristischen Potentiale für eine kritische Gesellschaftstheorie reflektieren (detaillierter und vergleichend zu anderen Metaphern verfährt Jain 2001b).

Wie wir schon fragend in unserem Ausgangstext bemerkten: Das metaphorische Bild der sozialen Landschaft impliziert unter Umständen eine romantisierende, idyllisierende Perspektive. Nicht zufällig wurde das Genre der Landschaftsmalerei in der Epoche der Romantik entdeckt (vgl. Praz 1988, S. 223ff.). Zudem versteht man unter Landschaft in der Regel eine organisch gewachsene Umwelt. Die Landschaftsmetapher steht damit in deutlicher Nähe zu (politischen) Körper- und Pflanzen-

metaphern – und kann folglich, obwohl wir unsere Metapher explizit nicht derart verstanden wissen wollen, im Sinn einer Naturalisierung von Herrschaftsverhältnissen gelesen werden. Andererseits können konkrete Ungleichheitsverhältnisse im Bild der Landschaft nur schwer gefasst werden. (Soziale) Ungleichheit kann bestenfalls als niedrigere oder höhere Raumposition, mit einem entsprechend privilegierten Blick, oder in kleineren oder größeren Raumanteilen gedacht werden. Allerdings gilt einschränkend zu dieser (Selbst-)Kritik: Raum ist – vor allem unter den Bedingungen des aktuellen globalisierten Kapitalismus – eine immer zentralere Kategorie für die kapitalistische Produktion wie auch für die Konstitution von Klassenverhältnissen (vgl. z.B. Lefebvre 1974 sowie Soja 1989 und Jain 1999/2000a).

Ein anderer kritischer »Punkt« der Landschaftsmetaphorik ist, daß mit Landschaft eher Starrheit und Unveränderlichkeit assoziiert wird beziehungsweise landschaftliche Veränderungen nur über vergleichsweise lange historische Zeitläufe erfolgen (können). Aber gerade dies verweist eben auf die Historizität von Gesellschaft, die sich unserer Meinung nach noch nicht in einem ahistorischen Cyberspace aufgelöst hat – obwohl es zweifellos Diffusionsprozesse gibt (vgl. auch Jain 2000b). Gesellschaft, als historische Figuration, ist also wohl doch (noch) nicht so netzwerkartig und fluide strukturiert wie selbst einige kritische Denker sie beschreiben (vgl. z.B. Castells 1996 oder Bauman 2000).

Dieses, durch die Landschaftsmetapher geförderte historische Bewusstsein, macht andererseits potentiell klar, daß wir alle Teil dieser Geschichte, Teil der Landschaft sind: Man ist schließlich immer *in* einer Landschaft und nie reiner Außenbeobachter, und man ist (alleine dadurch) immer in ihre industrielle wie kulturelle Produktion aktiv eingebunden – auch wenn es einem nicht bewusst sein mag. Zudem verweist die Landschaftsmetapher auch auf die (zunehmende) Hybridisierung von Natur und Gesellschaft (vgl. auch Latour 1995). Denn Land*schaft* ist immer die menschlich gestaltete Natur – wie immer diese Gestaltung konkret aussehen mag. Folglich können (soziale) Landschaften sehr verschiedene Formen/Figurationen annehmen. Sie können etwa (vgl. unser Ausgangstext) nach dem Muster des Renaissance-Gartens gestaltet sein,

der, wie die feudalistische Gesellschaft der frühen Neuzeit, auf einer extrem beschneidenden, Anpassung und Unterordnung erfordernden (staatlichen) Gewalt beruht. Oder sie entsprechen dem Bild der agroindustriellen Monokultur, die Natur (und Mensch) ausbeutet, sie der instrumentellen Vernunft des kapitalistischen Systems überantwortet. Weiterhin können wir, um ein abschließendes Beispiel für die heuristischen Potentiale der Landschaftsmetapher zu nennen, den fiktiven aktuellen (Markt-)Wildwuchs nach dem Muster des Englischen Gartens lesen, in den die (unsichtbare) Hand des Gärtners kaum weniger gestaltend und gewaltvoll eingreift als beim Renaissance-Garten. Erst wenn diese subtile Gewalt wahrgenommen wird, könnte ein utopischer (sozialer) Landschaftsraum erschlossen werden: das horizontale Netz des Rhizoms.

3. (Selbst-)Verortungen als eine Frage von Ressourcen und Macht

Die Individualisierungsprozesse im sich globalisierenden Kapitalismus nicht a priori unter einer Verlustperspektive zu betrachten, heißt nicht, ihre Kostenseite zu leugnen. Im Gegenteil, wir gehen davon aus, dass die Analyse der komplexen Veränderungen in der Funktionalität sozialer Ressourcen wie auch im Zugang zu ihnen eben dadurch genauer wird, wenn man moderne Individualisierungsprozesse nicht als den Verlust, sondern als die *Veränderung* sozialer Beziehungen begreift. Unser Veränderungsbegriff, das allerdings nehmen wir für uns in Anspruch, schließt selbstverständlich die Frage nach der Kostenseite mit ein. Unter einer Veränderungsperspektive betrachtet wird die Identitätsrelevanz sozialer Netzwerke unmittelbar deutlich. Die Auflösung traditioneller Ligaturen führt nicht nur zu einem Verlust von sozialer Einbindung und Verhaltenssicherheit, sondern reduziert auch Zwänge durch soziale Kontrolle und Normierung. Damit einher gehen ein individueller Freiheitsgewinn und eine Zunahme von Optionen, die es dem Individuum erleichtern, „Wahlverwandtschaften" anstelle von „Zwangsgemeinschaften" einzugehen. Für die Subjekte bedeutet das allerdings auch mehr Verantwortung für die eigene soziale Integration. Das kann ohne

Zweifel als Belastung und manchmal auch als Überforderung erlebt werden.

Die Möglichkeit zur Realisierung dieser Optionenvielfalt wird sicher graduell von der sozialen Position und Ressourcenlage der Subjekte abhängen. Auf diesen Punkt machen einige Kommentare (z.B. Paul Mecheril) zurecht aufmerksam und wir werden ihm – wie auch schon in vorausgehenden Projekten – die gebührende Aufmerksamkeit schenken. Die Verfügung über ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital spielen hier eine zentrale Rolle. Und die Teilhabe an Erwerbsarbeit – das zeigen auch unsere eigenen Forschungen (zusammenfassend Keupp, Ahbe, Gmür at al. 1999) – ist ganz ohne Frage nach wie vor eine Grundvoraussetzung soziale Integration in unserer Gesellschaft. Ja man kann sogar sagen, dass im Zuge der Individualisierung die Rolle von Erwerbsarbeit für die Selbstdefinition der Subjekte noch gewachsen ist. Dies bedeutet andererseits, dass Arbeitslosigkeit und diskontinuierliche Erwerbskarrieren die Beteiligungen und Verfügbarkeiten von Ressourcen sehr begrenzen, die Vielfalt an erreichbaren Optionen massiv beschneiden. Hier geht Modernisierung häufig mit einer beträchtlichen Reduzierung an sozialen Beziehungen einher, und die wenigen verbleibenden bekommen einen eher noch stärkeren Zwangscharakter.

Unter der psychologischen Perspektive eines *Belastungs-Bewältigungs-Paradigmas* stellen soziale Netzwerke also vor allem einen Ressourcenfundus dar. Hier geht es um die Frage, welche Mittel in bestimmten Belastungssituationen im Netzwerk verfügbar sind oder von den Subjekten aktiviert werden können, um diese zu bewältigen. Die klassischen Untersuchungen haben sich dabei vor allem auf Arbeitslosigkeit, schwere Krankheiten und Todesfälle konzentriert. Eines der wesentlichen Ergebnisse war, dass Frauen, obwohl sie die größeren Netzwerke haben und im Normalfall den Großteil der Beziehungsarbeit in solchen Netzwerken leisten, sie in eigenen Belastungssituationen weniger gut nutzen können. Dies ist eine Auswirkung der weiter unten diskutierten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, der darauf basierenden, also sozial konstruierten Geschlechtsrollen und deren Verankerung in der weiblichen Subjektivität. Ein weiteres Ergebnis ist, dass die als pro-

totypisch „solidarisch" idealisierte Arbeiterkultur im Zuge der Modernisierung in Auflösung begriffen ist und die sozialen Netzwerke von Arbeitern immer mehr geschrumpft sind bis hin zu Formen sozialer Isolation. Beide Aspekte: die Konstruktion weiblicher Subjektivität und die Auflösung von in die Arbeiterkultur eingebetteten Unterstützungsstrukturen verweisen neben der Kostenseite insbesondere auch auf die Frage nach den Machtstrukturen in unserer Gesellschaft. Eine geschlechts- und/oder klassenspezifische Betrachtung der Individualisierungskosten schützt hier sicher vor einer unkritischen Aporie der gesellschaftlichen Verhältnisse; allerdings gilt auch hier, dass die Frage nach den *Veränderungen* und ihrer Dynamik und Interdependenz uns weiter bringt als die bloße Kostenfrage.

Aus der Sicht der sozialen Verortung der Subjekte ist die Perspektive eines Belastungs-Bewältigungs-Paradigmas nur einer der möglichen Blickwinkel auf die *Ressourcenfrage*. Insofern als das Soziale nicht eine dem Individuum äußere Sphäre darstellt, derer es sich bedient oder nicht, sondern das Subjekt nur als Soziales zu denken ist, stellt sich die Frage, welche Rolle den je verfügbaren Ressourcen bei der Identitätsarbeit der einzelnen zukommt. Dafür ist weniger der bloße Besitz dieser Ressourcen relevant, als vielmehr die Art, wie diese im Rahmen einer Identitätsentwicklung für die jeweiligen Prozesse in identitätsrelevante Prozesse übersetzt werden (Ahbe 1997). Hier sehen wir zwei wichtige Transformationsleistungen. Zum einen werden unter der Perspektive der Identitätskonstruktion bestimmte Kapitalien in andere Kapitalsorten verwandelt. Zum anderen werden „äußere Kapitalien" in identitätsrelevante innere Kapitalien/Ressourcen übersetzt (Keupp u. a. 1999).

Betrachtet man die erste Transformation, so transferiert ein Subjekt verschiedene Kapitalien in andere, indem es beispielsweise soziales Kapital (Kontakte) in kulturelle oder materielle Ressourcen verwandelt (z. B. Freizeitkontakte zur Arbeitsbeschaffung nutzt). Mit der zweiten Transformationsleistung werden Kapitalien in identitätsrelevante Ressourcen übersetzt. Hier sehen wir vor allem die drei zentralen Übersetzungskategorien des Optionsraumes, der sozialen Relevanzstruktur und der Bewältigungsressource. Am Beispiel des sozialen Kapitals verdeut-

licht, kann dieses für die Identitätsentwicklung des Subjekts in dreifacher Form eine Rolle spielen, d.h.:

1. als *Optionsraum*. Die in einem individuellen Netzwerk versammelten Personen bilden zugleich ein Netzwerk an möglichen Identitätsentwürfen und –projekten. Sie enthalten Vorbilder bzw. Spielvarianten biographischer Abläufe, die unter verschiedenen Aspekten eingeordnet werden können. Die Netzwerke eröffnen so dem Subjekt Möglichkeitsräume für Identitätsentwürfe. Viele Träume gewinnen erst in der konkreten Auseinandersetzung mit signifikanten Anderen ihre identitätsrelevante Kraft. Und zudem ist das soziale Netzwerk jener Ort, in dem die Aushandlungsprozesse stattfinden, die das Subjekt zur Realisierung eines Identitätsprojektes braucht. Am Beispiel sozialen Engagements bedeutet dies etwa, dass bestimmte Optionen (eines angestrebten Engagements) ohne ein soziales Umfeld, das dies akzeptiert, ohne Chance auf Verwirklichung bleiben.
2. als *soziale Relevanzstruktur*. Die Entscheidung, welche identitätsrelevanten Perspektiven jemand für seine Person zulässt, erfolgt stets in einem – oft impliziten – Aushandlungsprozess im sozialen Netzwerk. Letzteres fungiert hierbei nicht zuletzt auch als Filter für „Lebensstilpakete", wie sie in unserer Gesellschaft über Medien ständig kommuniziert und propagiert werden. Ob jemand sich beispielsweise dafür entscheidet, eine bestimmte Form sozialen Engagements zu einem Identitätsentwurf oder -projekt zu machen, hängt stark von der Bewertung durch signifikante Andere des individuellen Netzwerks. In sozialen Netzwerken entsteht ein (in seinen Grenzen heute oft unscharfes) Geflecht von Normalität, von „In" und „Out", von als „cool" bewerteter Abweichung bis hin zur mit negativer Sanktionierung verbundenen Ausgrenzung. Vor allem aber wird im sozialen Netzwerk etwas verhandelt, was für den gesamten Identitätsprozess konstitutiv ist: soziale Anerkennung.
3. *als identitätsbezogene Bewältigungsressource*. Soziale Netzwerke wirken in Orientierungskrisen als Rückhalt und emotionale Stütze. Gerade wenn der Prozess der Identitätsbildung durch innere Spannungen oder äußere Umbrüche kritisch wird, ist es eine Frage – hier

– des sozialen Kapitals, über welche Möglichkeiten des „Krisenmanagements" ein Subjekt verfügt, weil ihm in seinem Netzwerk entsprechende Unterstützung zuteil wird oder umgekehrt entsprechende Ressourcen (Liebe, Anerkennung, Zugehörigkeit) entzogen werden.

Diese dreifache Qualität der Kapitalien gilt keineswegs nur für den identitätsbezogenen Ressourcentransfer des *sozialen* Kapitals, sondern natürlich auch für die anderen Kapitalsorten. Materielles Kapital etwa eröffnet eine Vielzahl an Optionen, denen wiederum eine spezifische Relevanzstruktur eigen ist und die eine deutlich andere Qualität als Bewältigungsressource haben. Ähnliche Transferprozesse gelten auch für kulturelles Kapitel. Auch hier übersetzen Subjekte das vorhandene Kapital unter anderem in Optionsräume, Relevanzstrukturen und Bewältigungsressourcen.

Nach unserer Auffassung wäre es also verkürzt, die Ressourcenfrage nur unter dem Gesichtspunkt der materiellen Ressourcen zu betrachten. Es wäre weiter zu kurz gegriffen, die Frage sozialer Verortung mit einem bloß austauschtheoretischen Blick zu analysieren. Wenn man von einem Identitätsbegriff ausgeht, der die Alterität als Konstituens mit einschließt, dann ist die Frage nach der sozialen Verortung die nach der Konstitution von Subjektivität. Die Analyse von Praktiken der sozialen Verortung ist dann der Versuch, dieses komplexe Spiel von Identität/Alterität in einem empirischen Teilbereich näher zu beleuchten.

Die *Frage der Handlungsfähigkeit* eröffnet einen dritten Blickwinkel auf die je vorhandenen Ressourcen. Subjektkonstruktionen umfassen nicht nur Werte, Ziele und Vorstellungen von sich selbst, sondern auch Vorstellungen (Selbst-Theorien) über das eigene Funktionieren und über die Fähigkeit/Möglichkeit zur Gestaltung des eigenen Lebens. Dabei entsteht ein Gefühl und Wissen subjektiver Handlungsfähigkeit.

Handlungsfähigkeit kann mit Klaus Holzkamp (1983) charakterisiert werden als die Fähigkeit eines Individuums, über seine eigenen Lebensbedingungen zu verfügen, indem diese Lebensbedingungen aktuell und potentiell reproduziert und produziert werden. Holzkamp stellt in seinem Verständnis der Handlungsfähigkeit vor allem den gesellschaftlichen Aspekt in den Vordergrund. Vorwerg (1990, S.16) betont demge-

genüber den „Doppelcharakter" von Handlungsfähigkeit. Danach begründet sich Handlungsfähigkeit nicht nur in den Bedeutungs- und Handlungszusammenhängen, wie sie objektiv in gesellschaftlichen Strukturen vermittelt sind. Vielmehr ist sie auch als individuelle Befähigung zu verstehen, sich unter bestimmten Bedeutungs- und Handlungszusammenhängen kompetent verhalten zu können. Er unterscheidet drei Aspekte von Handlungsfähigkeit:

1. als potentielle Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen, verstanden im Sinne der Fähigkeit, gesellschaftlich begründete Verhaltenserfordernisse zu erkennen und zu handhaben, indem das Subjekt sie mit seinem individuellen Beitrag kollektiv beherrschbar hält/macht und diese Bedingungen so entwickelt, dass sich prospektiv die Handlungsbedingungen verbessern und (potentiell) eine Erweiterung seiner Handlungsfähigkeit entsteht.
2. als Funktionalität in konkreten Handlungszusammenhängen im Sinne der Fähigkeit, die eigenen Ziele und die anderer Menschen sowie der objektiven Strukturen funktionsfähig im aktuellen Handeln sowie prospektiv zu vermitteln.
3. als Kompetenz in der aktuellen Handlungsregulierung im Sinne der Fähigkeit, sich mit seinen psychischen Voraussetzungen auf Anforderungen einzustellen und diese auch zu realisieren.

Handlungsfähigkeit stellt eine Rahmenqualität menschlichen und menschenwürdigen Daseins dar. Sich als jemand zu erleben, der über die eigenen Lebensbedingungen verfügen und sie gestalten kann, bildet den Gegensatz zu Gefühlen des Ausgeliefertsein an die Verhältnisse, der Angst und der Unfreiheit. Notwendige Voraussetzung für ein solches Selbsterleben als handlungsfähig ist ein hohes *Kohärenzgefühl.* Nach Höfer (1999) umfasst das Konstrukt des Kohärenzgefühls drei Aspekte: den verstehensorientierten Aspekt (comprehensibility), der nach Vorwerg notwendig ist, um gesellschaftlich begründete Verhaltenserfordernisse zu erkennen, den sinnorientierten Aspekt (meaningfulness), über den die eigenen Ziele in bezug auf andere und die gesellschaftlichen Strukturen vermittelt wird, und den umsetzungsorientierten Aspekt (ma-

nageability). Bei letzterem geht es um die Frage, wie Subjekte die Gestaltungsmöglichkeiten ihres eigenbestimmten Handelns bewerten. Dem Kohärenzgefühl kann der Status einer *generalisierten Bewältigungsressource* zugeschrieben werden. Insofern kann es im Vorwergschen Sinne auch als wichtiger Teil der geforderten Kompetenz der Handlungsregulierung gelten.

Besteht hier nicht die Gefahr einer Entsorgung der Frage nach der gesellschaftlichen Bedingtheit von Handlungsfähigkeit im Holzkampschen Sinne, der Ausblendung und Individualisierung gesellschaftlicher Verwerfungen mittels eines Konzeptes individueller Kohärenz? Wir meinen: Ja. Aber es besteht auch – wie wir meinen: zurecht – die Chance, gerade in der Analyse subjektiver Handlungsfähigkeit und ihrer Bedingungen vorhandene Widerstandspotentiale zu erkennen. Insofern öffnet der Blick auf das Subjekt in einer individualisierten Gesellschaft auch den Blick auf die Ressourcen seiner Lebenskraft und Sperrigkeit.

Die Konstruktion sozialer Bindungen und ihre Veränderung kann also unter verschiedenen theoretischen Perspektiven analysiert werden. Für uns ist die enge Bindung an Theorien der Subjektkonstruktion wichtig. Unter dem Fokus einer Identität als Selbstkonstituierung, die in Verhältnissen der Alterität stattfindet und Anerkennung als zentrales Element beinhaltet, ist der Blick auf gesellschaftliche Ligaturen und ihre Veränderungen immer auch einer auf die subjektiven Möglichkeiten und Strategien zur Sicherung von Handlungsfähigkeit, verstanden nicht als einem abstraktes Vermögen, sondern als einem konkreten gesellschaftliches Tun.

4. Kennt Vergesellschaftung kein Geschlecht?

Tamara Musfeld verweist in ihrem Beitrag auf die Notwendigkeit geschlechtspezifischer Analysen und argumentiert damit im Sinne unserer Forschungsperspektive. Auch wir gehen davon aus, dass die Kernfrage der sozialen Verortung nicht geschlechtsneutral zu bearbeiten ist. Auch wenn in der jüngsten Zeit in der deutschsprachigen Geschlechterforschung von der Auflösung überkommener Strukturen des Geschlechter-

Frauen ideologisch kein umstrittenes Thema mehr, ohne dass dies jedoch faktisch durch Gleichberechtigung im Arbeitsleben und Gleichverteilung der häuslichen Arbeit gekennzeichnet wäre. Bei allen Veränderungen, darf man nicht übersehen, dass (alte) Ungleichgewichte bestehen blieben. Born et al. (1996) zeigen, dass die Gesellschaft in ihrer Organisationsstruktur nach wie vor nicht auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf eingerichtet ist, da die Privatsphäre gegen das Erwerbssystem abgeschottet ist. Hausarbeit und Erwerbsarbeit im Ensemble „Frauenarbeit" koordiniert, sind Bedingungen gesellschaftlicher Reproduktion, die aber als solche gesellschaftlich nach wie vor nicht als gleichwertig und zusammengehörig behandelt werden. Im Ausbildungssystem und auf dem Arbeitsmarkt zeigen sich unterschiedliche Tendenzen. Gottschall (1995) verweist auf Entwicklungen, die die Begründung und Funktionalität geschlechtlicher Ungleichbehandlung fragwürdig erscheinen lassen. Nach Aulenbacher et al. (1995) ist die geschlechtsspezifische Differenzierung in den Betrieben in Bewegung gekommen und ist je nach Branche für die Frauen mit Gewinnen oder Verlusten verbunden.

Die derzeitige Situation im Geschlechterverhältnis ist offensichtlich sowohl geprägt durch das Aufbrechen alter Strukturen bei gleichzeitiger Konservierung und Festschreibung eingespielter Verhaltensweisen und Verteilungen. Bei der Analyse zur sozialen Positionierung gilt es, die Statik und Dynamik gleichermaßen im Blick zu behalten.

Der Individualisierungsschub führte zwar zu einer Erosion sozialer (klassenmäßiger) Zuordnung und Einbindung. Fraglich erscheint jedoch, ob daraus zwangsläufig geschlossen werden kann, dass die Wahrnehmung und Bewertung der Ordnung der Welt nicht mehr binär, nach den Kriterien von Geschlecht erfolgt. Das Argument von Tamara Musfeld die verschiedenen sozialen Positionierungen in der Gesellschaft zu berücksichtigen, da sie der sozialen Verortung vorausgehen, ist sicherlich richtig, allerdings sollte unseres Erachtens ein wesentlicher Erkenntnisfokus weniger auf der reinen Gegenüberstellung von männlichen und weiblichen Mustern liegen. Es gibt Differenzierungen innerhalb der Geschlechter, die nicht zuletzt neben sozialstrukturellen Faktoren auch aufgrund zunehmend individualisierter Lebensentwürfe, wie wir vermuten

zu unterschiedlichen Positionierungen führen können. Der feministische und der postkoloniale Diskurs machen darauf aufmerksam, dass die bloße Zugehörigkeit zur Genus-Gruppe „Frauen" weder mit gleichen Erfahrungen noch mit identischen Problemlagen verbunden sein muss (vgl. Axeli-Knapp 2000, S. 63). Internationale Studien verweisen darüber hinaus auf die Notwendigkeit die weiblichen Erfahrungszusammenhänge und Kontexte sowohl aus einer lokalen als auch einer globalen Perspektive zu erforschen (vgl. Flew et al. 1999, S. 393).

Daran schließt sich die Frage an, ob nicht auch die Zuschreibungsmodi von Männlichkeit und Weiblichkeit uneindeutiger geworden sind? Individuen sind bzw. werden nicht nur in bestimmte Lebenswelten eingebunden, sondern sie binden sich auch selbst ein, je nach dem welche Wertvorstellungen und Ziele sie im Rahmen ihres jeweiligen Lebensentwurfs verfolgen. Die Positionierung in Gesellschaft erfolgt zunehmend mehr durch (notwendige und mögliche) Entscheidungsprozesse, die zwar sicherlich geschlechtsspezifisch geprägt sind, aber durch die die Geschlechtszugehörigkeit weniger als früher allein prädeterminiert ist. Die Pluralisierung von Perspektiven (etwa als Single, Ehefrau, Ehefrau und Mutter, berufstätige Mutter, unverheiratete Mutter) verändert nicht nur die sozialen Praktiken, sondern auch den Blick von Frauen und Männern auf die sie umgebende Welt. Dieser Wandel lässt sich m.E. an veränderten Deutungsmustern nachvollziehen. In Interviews mit jungen Frauen und Müttern fällt auf, dass die Entscheidung, die Erziehungsarbeit zu übernehmen, als Ergebnis von Aushandlungsprozessen sowie als Ergebnis eigener und selbstgewählter Entscheidungen wahrgenommen und vertreten wird. Unter diesem Blickwinkel muss nicht jede „geschlechtsspezifische Arbeitsteilung" und die damit verknüpfte Mutter-Kind-Einheit als traditionale Ligatur verstanden werden. Auch wenn die Formen durchaus dem traditionalen Muster zu gleichen scheinen, entscheidet sich an der Frage der Aushandlung und Reflexivität die Frage der Einordnung in „alte oder neue" Muster.

Bei Bewertung der Muster stellt sich natürlich die Frage (wie reflexiv Entscheidung auch getroffen sein mögen), ob die mit der Entscheidung zu Kind und Familie verbundenen „Kosten" nicht vor allem die

Es ist für uns eine offene Frage inwieweit „neue" soziale Gruppierungen hier nicht auch andere Muster und zwar für beide Geschlechter anbieten. Wir erwarten, dass Frauen und Männer zwar keineswegs gleich, aber zumindest in veränderten Verortungsstrategien agieren. Um für geschlechterdifferenzierende Aussagen eine Basis zu schaffen, haben wir in unserem Forschungsdesign gesichert, dass gleich viel Männer und Frauen befragt werden. Und an diese Informationen schließen wir auch gleich Informationen zum aktuellen Stand unseres Forschungsprojektes an:

5. Stand der Dinge: Eine Halbzeitbilanz der ersten Forschungsphase

Heute, beinahe zwei Jahre nach der Formulierung unseres Forschungsantrages, kann es nicht nur um den Stand von damals gehen; vielmehr ist auch vom Fortgang unserer Arbeit in den letzten 18 Monaten zu berichten. Wie leicht nachzuvollziehen ist, leitete sich aus unserem Anspruch, soziale Verortung unter den Bedingungen reflexiver Modernisierung zu untersuchen, ein Interesse an Modernisierungstheorien ab. Die von manchen unterstellte Beliebigkeit des Begriffes gesellschaftlicher Moderne können wir nicht nachvollziehen, es sei denn man wollte eine fehlende Kanonisierung der Diskussion als Mangel empfinden. Insbesondere auf Manuel Castells' monumentales dreibändiges Werk *„The information age: Economy, society and culture"* (1996/1997/1998) möchten wir in dem Zusammenhang verweisen, in dem der Versuch unternommen wird, Merkmale des globalisierten Kapitalismus herauszuarbeiten. Castells kommt aus der Linken und das leitet auch sein Erkenntnisinteresse in diesem Werk. Er sucht nach Ansatzpunkten eingreifender „Identitätspolitik" in einer Weltgesellschaft, in der Gegenmacht nicht mehr über klassische Traditionen nationalstaatlich orientierter Gewerkschaftspolitik möglich ist. Richard Sennetts Bestseller „Der flexible Mensch" (1998) hat uns ausführlich beschäftigt. Wir haben uns mit den Analysen von Robert Wuthnow (1998) und Robert Putnam (2000) beschäftigt, die die Entwicklung des sozialen Kapitals in den USA sehr unterschiedlich analysieren. Wir haben uns auch intensiv mit Kritikern der Individuali-

sierungstheorie auseinandergesetzt (z.B. mit Pierre Bourdieu und Oskar Negt). Neben dieser Rezeptionsarbeit ging und geht es um eine Auseinandersetzung mit der Theorie reflexiver Modernisierung selbst, die im Münchner SFB 536 im Fluss ist und mit ihrer Veränderungsdynamik eine ambivalente Herausforderung für ein empirisch gerichtetes Projekt darstellt. Sonderforschungsbereiche habe auch das finanzielle Polster, um GastforscherInnen für einige Tage als GesprächspartnerInnen einzuladen. So waren Bruno Latour, der Begründer der „Actor-Network"-Theorie und Autor des Buches „Wir sind nie modern gewesen" (1995), John Urry, der innerhalb der Soziologie mit seinem Buch „Sociology without societies" (2000) Furore gemacht hat, und nicht zuletzt auch Zygmunt Bauman (2000; 2001), der in unermüdlicher Produktivität an seinem eigenen Ansatz einer Diagnose der Postmoderne arbeitet, beim Münchner SFB zu Gast.

Im Diskurs mit Gastforschern, im SFB-Gesamtkontext und in projektinternen Diskussionen versuchen wir unser Ziel – wie im Antrag formuliert – zu verfolgen, die Theorie der reflexiven Modernisierung soweit zu differenzieren und empirienah zu formulieren, dass daraus überprüfbare Hypothesen für die empirische Forschung abgeleitet werden können. Denn das musste unser erster Schritt sein: den Blick auf die soziale Verortung in ein empirisches Programm zu übersetzen.

5.1 Die Analyse sozialer Organisationen

Allgemeines Ziel unseres Projektes ist, herauszufinden und theoretisch zu rekonstruieren, wie sich Individuen unter den Bedingungen reflexiver Modernisierung sozial verorten und in welchen Formen bzw. Kontexten sie umgekehrt aktiv in die Gesellschaft eingebunden sind, *sich einbringen*. Wir blicken also zum einen auf unterschiedliche organisatorische Figurationen und erwarten zum anderen, dort je unterschiedliche Einbettungstypen anzutreffen. Um zunächst die Auswahl möglichst unterschiedlicher Organisationen sicherzustellen, haben wir eine Reihe von *Kontrastdimensionen* gebildet. Sie sollen es ermöglichen, Organisationen umfassend zu charakterisieren und insbesondere Unterschiede in der Spiegelung von (reflexiven) Modernisierungsprozessen zu verdeutlichen. Somit, so unsere These, haben die Kontrastdimensionen übergrei-

(Bewusstseins) führen können. Roland Robinson (1997) führt für diese Dialektik der Globalisierung den Begriff der „Glokalisierung" ein. Solche Analysen müssen zwangsläufig die Entwicklung der elektronischen Medien mit einbeziehen, womit ein weiterer Diskussionsstrang der Dimension Raumbezug benannt wäre. Hier wird von einer Reihe AutorInnen darauf verwiesen, dass wir es mit einer zunehmenden Virtualisierung der sozialen Beziehungen, mit einer Abkopplung vom konkreten (Interaktions-)Raum zu tun haben werden (vgl. Castells 1996). Damit ist gleichzeitig gesagt, dass aktuell sowohl eine „globale" Zunahme der sozialen Bedeutung der Raumdimension wie eine Eliminierung des konkreten Räumlichen auszumachen ist (vgl. Jain 2000).

Auf der Basis dieser allgemeinen Analysen zeigt ein Blick auf den Raumbezug konkreter Organisationen ein vielfältiges und widersprüchliches Bild. Sie können einen sehr engen Raumbezug aufweisen, wie er für die traditionale Gesellschaft typisch war. Der Raumbezug kann aber auch erweitert sein, wobei die Erweiterung in einem ersten Schritt meist auf den nationalen Kontext, in einem zweiten Schritt dann international bezogen ist. Beide Orientierungen entsprechen im übrigen der (einfachen) Moderne und ihrer Fixierung auf den Nationalstaat (vgl. Gellner 1991). Den Verhältnissen einer globalisierten und vernetzten (Welt-) Gesellschaft am ehesten zu entsprechen scheint ein globaler und zugleich enträumlichter Bezug, der auch *Vermischungen* lokaler und globaler Referenzen zulässt sowie virtuelle Handlungs- und Beziehungsräume eröffnet. Es ergibt sich also, was die Dimension des Raumbezugs von Organisationen anbelangt, die Polarität zwischen einem eng umgrenzten lokalen Raumbezug und einem enträumlicht-globalen Bezug.

Die beispielhaft erläuterte Dimension des Raumbezuges dient uns zusammen mit den anderen acht vorgestellten Kontrastdimensionen als rein analytisch-theoretische Differenzkonstruktion mit bipolarer Ausprägung dazu, empirisch rekonstruierbare Unterschiede der sozialen Gegebenheiten zu verdeutlichen. Die Dimensionen sind (relativ freizügig) abgeleitet aus der Diskussion einer Theorie reflexiver Modernisierung (vgl. Beck, Giddens & Lash 1995) und beinhalten notwendig eine Fülle von impliziten Annahmen über den Charakter von vormodernen, klassisch

modernen und reflexiv-modernen Gesellschaften und Organisationen. Beim Versuch einer idealtypischen Unterscheidung dieser drei Organisationstypen fällt im übrigen auf, dass der theoriegeleitet konstruierte Organisationstyp, wie er der „klassischen" bzw. einfachen Moderne entspricht – die ja nach Ulrich Beck eine unvollendete und damit halbierte Moderne darstellt – auf vielen Ebenen tatsächlich gebrochen, noch in traditionalen Mustern verhaftet ist. Andererseits stellt dieser Organisationstyp gerade durch die spezifische Mischung von hierarchischer Struktur, innovativer Dynamik und expansivem Universalismus, eine weit „radikalere" Form dar als der reflexiv-moderne Organisationstypus. Das könnte möglicherweise bedeuten, dass die reflexive Moderne sich nicht, wie Beck dargelegt hat, als (einfache) Radikalisierung der einfachen Moderne darstellt, die deren Bewegung fortführt und damit zugleich ihre Widersprüchlichkeit hervorkehrt (1986, S. 12ff.), sondern vielmehr als eine „redigierende" Korrekturbewegung. Dafür spricht auch, dass Beck selbst an anderer Stelle primär den Aufbruch der modernen „entweder-oder-Logik" durch reflexive Prozesse herausstellt und von einem „Zeitalters des und" spricht (1993, S. 9ff.). Vielleicht entfaltet die Moderne ihre Reflexivität also gerade darin, dass sie die „ursprüngliche" Bewegung der Moderne von ihren „totalitären", einengenden, vereinheitlichenden Aspekten befreit. Und darin ist sie selbst „halbiert" bzw. vermittelnd: Sie stellt eine eigentümliche Mischung von (reflektierter, bewusster) Kontinuität und konsequentem Bruch zur traditionalen *und* der klassisch modernen Ordnung dar, vermengt bewahrende und modernisierende Elemente. Sie reflektiert (soll heißen: hinterfragt) die Tradition ebenso wie die Muster der „einfachen" Moderne und gewinnt so eine neue Qualität. So macht möglicherweise – neben der Ermöglichung von Vielfalt durch das Kontingenzräume schaffende *Aufbrechen* der starren Formen der „einfachen" Moderne – gerade das Hybride und Uneindeutige, die Diffusion der (System-)Grenzen, den spezifischen Charakter der reflexiven Moderne aus. Und das spiegelt sich – im Kleinen betrachtet oft deutlicher als im Großen – auch in „ihren" Organisationen (und kann zurückgespiegelt werden).

fizierungsgrad/Commitment/Ich-Nähe" sowie „Idealisierungsgrad/ Selbstbezüglichkeit/Narzissmus".

Tab. 2: Dimensionen einer relationalen Figurationsanalyse

Strukturelle Dimensionen	Allgemein	Differenzierungsgrad
		Konzentrationsgrad und Dichte/Intensität
	Raumstruktur	Weite und Streuungsgrad
		Virtualisierungs-grad/Mediatisierung
	Zeitstruktur	Dauer/Kontinuität versus Diskontinuität
		Aktualität vs. Latenz/Absterben
Emotional-subjektive Dimensionen	Vertrauen/Sicherheit vs. Angst/Unsicherheit	
	Anerkennung/Ermutigung vs. Demoralisierung	
	Beheimatung vs. Orientierungs losigkeit/Entbettung	
	Sinn/Identitätsstiftung vs. Leere/Mangel	
	Identifizierungsgrad/Commitment/Ich-Nähe /-Ferne	
	Idealisierungsgrad/Selbstbezüglichkeit/ Narzissmus	
Valenz der Bezüge (Valenzdimensionen)	Funktionalität/Ressourcenbereitstellung	
	Aufladungsgrad	
	Eindeutigkeit vs. Mehrdeutigkeit	
	Abgrenzung vs. Integration/Vernetzung	
	Starrheit vs. Offenheit	
	Autonomieförderung vs. Bindung	

Der dritte Dimensionskomplex schließlich umfasst die *Valenzdimensionen* und soll die Wertigkeit der sozialen Bezüge erfassen. Er fragt nach Ein- oder Mehrdeutigkeit von sozialen Bezügen, nach dem Grad ihrer

Abgrenzung voneinander und nach der Starrheit oder Offenheit in den jeweiligen Rollenvorgaben. Das komplexe Verhältnis von Autonomie und Bindung ist ebenfalls den Valenzdimensionen zugeordnet. Weiter fragen wir, inwiefern die (strategische) Funktionalität sozialer Bezüge konkret eine Rolle spielt. Und schließlich geht es uns um den Grad der Aufladung der sozialen Bezüge durch z. B. lange und vielfältige biographische Einbindungen in einen sozialen Kontext.

Nach der zur Zeit stattfindenden Auswertungsphase wird über die Ergiebigkeit unserer theoretischen Überlegungen und unserer empirischen Wahl zu befinden sein. Das werden unsere 12 GutachterInnen tun, aber wir laden auch unsere KommentatorInnen ein, zu überprüfen, ob alle ihre Befürchtungen eingetreten sind bzw. ob wir ihre Anregungen haben produktiv aufnehmen können.

Literatur

Adam, B., Beck, U. & Loon, J.van (Eds.) (2000). The risk society and beyond. Critical issues for social theory. London: Sage.

Ahbe, T. (1997). Ressourcen – Transformation – Identität. In H. Keupp & R. Höfer (Hg.), Identitätsarbeit heute: Klassische und aktuelle Perspektiven der Identitätsforschung (S. 207-226). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Adorno, T.W. (1966). Negative Dialektik. Frankfurt: Suhrkamp.

Adorno, T.W. (1973). Ästhetische Theorie. Frankfurt: Suhrkamp.

Angermüller, J., Bunzmann, K. & Rauch, C. (Hg.) (2000). Reale Fiktionen, fiktive Realitäten. Hamburg: Lit Verlag.

Appadurai, A. (1990). Disjuncture and difference in the global cultural economy. In M. Featherstone (Hg.), Global culture (S. 295-310). London: Sage.

Aristoteles (1994 [1481]). Poetik. Stuttgart: Reclam [Entstehung zwischen 367 und 347 v. Chr., Erstdruck: Venedig 1481]

Aulenbach, B., Siegel, T. (1995). Diese Welt wird völlig anders sein. Denkmuster der Rationalisierung. Pfaffenweiler: Centaurus.

Axeli-Knapp, G. (2000). Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. In. R. Becker-Schmid & G. Axeli-Knapp (Hg.). Feministische Theorien. Hamburg: Junius. S.63-123.

Bacon, F. (1990 [1620]). Neues Organon [Novum Organum]. Hamburg: Felix Meiner Verlag [Originalausgabe: London].

Bauman, Z. (2000). Liquid Modernity. Cambridge: Polity Press.

Bauman, Z. (2001). The individualized society. Cambridge: Polity Press.

Beck, U. (1986). Die Risikogesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Flew, F. et al. (1999). Introduction: Local Feminisms, Global Futures. Women's Studies International Forum. Vol. 22, No.4, S.393-404.

Gamm, G. (1992). Die Macht der Metapher – Im Labyrinth der modernen Welt. Stuttgart: J. B. Metzler Verlag.

Gellner, E. (1991). Nationalismus und Moderne. Berlin: Rotbuch.

Giddens, A. (1990). The consequences of modernity. Cambridge: Polity Press.

Gottschall, K. (1997). Zum Erkenntnispotential sozialkonstruktivistischer Perspektiven für die Analyse von sozialer Ungleichheit und Geschlecht. In. S. Hradil (Hg). Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften. Frankfurt a.M.: Campus.

Harvey, D. (1989). The conditions of postmodernity – An enquiry into the origins of cultural change. Oxford: Basil Blackwell.

Haverkamp, A. (Hg.) (1993). Theorie der Metapher. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Haverkamp, A. (Hg.) (1998). Die paradoxe Metapher. Frankfurt: Suhrkamp.

Hegel, G.W. F. (1965 [1835–38]). Vorlesung über die Ästhetik. 2 Bände, Frankfurt: Europäische Verlagsanstalt [Originalausgabe: Berlin].

Hobbes, T. (1992 [1651]). Leviathan. Stuttgart: Reclam [Originalausgabe: London].

Höfer, R. (1999). Jugend, Gesundheit und Identität. Studien zum Kohärenzgefühl. Opladen: Leske + Budrich.

Hülser, K. (Hg.) (1991). Platon – Sämtliche Werke [Griechisch und Deutsch, nach der Übersetzung Friedrich Schleiermachers]. 10 Bände, Frankfurt/Leipzig: Insel Verlag.

Institut für Marxismus_Leninismus beim ZK der SED (Hg.) (1956ff.): Karl Marx, Friedrich Engels: Werke [MEW]. Berlin: Dietz Verlag.

Jain, A.K. (1999). Die globale Klasse [Kurzfassung] – Zur Transformation der Herrschaftsverhältnisse im globalen Zeitalter. In: Widerspruch. Vol. 34, S. 80–84

Jain, A.K. (2000a). Die globale Klasse [ungekürzte Fassung] – Die Verfügungsgewalt über den globalen Raum als neue Dimension der Klassenstrukturierung. In: J.Angermüller, K.Bunzmann & C.Rauch (Hg.): Reale Fiktionen, fiktive Realitäten. S. 51–68.

Jain, A.K. (2000b). Politik in der (Post-)Moderne – Reflexiv-deflexive Modernisierung und die Diffusion des Politischen. München: edition fatal.

Jain, A.K. (2001a). Theoretische Ver-Dichtungen – Zur »imaginativen« Methode einer reflexiven Hermeneutik und metaphorischen Heuristik. Internet: www.ipp_muenchen.de/texte/verdichtungen. pdf

Jain, A.K. (2001b). Gesellschafts-Bilder – Zur Metaphorik und »Topologie« der sozialen Landschaften.
Internet: www.ipp_muenchen.de/texte/gesellschaftsbilder.pdf.

Keupp, H. (2000). Eine Gesellschaft der Ichlinge? München: SPI des SOS-Kinderdorf e.V.
Keupp, H. u. a. (1999). Identitätskonstruktionen. Reinbek: Rowohlt.
Konersmann, R. (1991). Lebendige Spiegel – Die Metapher des Subjekts. Frankfurt: Fischer.
Lacan, J. (1986a [1949]). Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion. In: Ders.: Schriften. Band I, S. 61–70.
Lacan, J. (1986b [1953]). Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse. In: Ders.: Schriften. Band I, S. 71–169.
Lacan, J. (1986c [1961]). Die Metapher des Subjekts. In: Ders.: Schriften. Band II, S. 56–59.
Lacan, J. (1986d). Schriften. 3 Bände, Weinheim/Berlin: Quadriga.
Lakoff, G. Johnson, M. (1998). Leben in Metaphern – Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern. Heidelberg: Carl Auer Verlag.
Lash, S. (1999). Another Modernity – A Different Rationality. Oxford/ Cambridge: Blackwell.
Latour, B. (1995). Wir sind nie modern gewesen – Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin: Akademie Verlag.
Lefebvre, H. (1974). La production de l'espace. Paris: Anthropos.
Marx, K. (1956ff.a [1844]). Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. In: MEW. Band 1 [Originalausgabe: Paris].
Marx, K. (1956ff.b [1884]). Das Elend der Philosophie. In: MEW. Band 4 [Entstehung 1846/47, Erstdruck: London].
Marx, K. & Engels, F. (1956ff. [1848]). Manifest der kommunistischen Partei. In: MEW. Band 4 [Originalausgabe: London].
Ortony, A. (Hg.) (1979). Metaphor and Thought. Cambridge u.a.: Cambridge University Press.
Paivio, A. (1979). Psychological Process in the Comprehension of Metaphor. In: Ortony (Hg.): Metaphor and Thought. S. 150–171.
Platon (1991 [1482]). Politeia. In: K.Hülser (Hg.): Platon – Sämtliche Werke. Band V [Entstehung vor 347 v. Chr., Erstdruck: Florenz].
Praz, M. (1988]). Der Garten der Sinne – Ansichten des Manierismus und Barock. Frankfurt: S. Fischer Verlag.
Putnam, R.D. (2000). Bowling alone. The collapse and revival of American community. New York: Simon & Schuster.
Richards, I.A. (1983 [1936]). Die Metapher. In: A.Haverkamp (Hg.): Theorie der Metapher. S. 31–57 [Erstveröffentlichung in: Richards, Ivor A. (1936): The Philosophy of the Rhetorics. New York: Oxford University Press, Kap. V und VI].
Ricœur, P. (1986): Die lebendige Metapher. München: Wilhelm Fink Verlag.

Robertson, R. (1997). Glocalization – Time-space and homogeneity-heterogeneity. In M. Featherstone & S. Lash (Hg.), Global Modernities. London: Sage.

Sassen, S. (1991). The Global City. New York, London, Tokyo. Princeton. University Press.

Schafer, R. (1995). Erzähltes Leben – Narration und Dialog in der Psychoanalyse. München: J. Pfeiffer Verlag.

Schmitt, R. (1995). Metaphern des Helfens. Weinheim: Beltz: PVU.

Schönherr-Mann, H.-M. (2001). Das Mosaik des Verstehens – Skizzen zu einer negativen Hermeneutik. München: edition fatal.

Soja, E.W. (1989). Postmodern Geographies – The Reassertion of Space in Critical Social Theory. London/New York: Verso.

Soyland, A. J. (1994). Psychology as Metaphor. London/Thousand Oaks/ New Delhi: Sage Publications.

Spence, D.P. (1986). The Freudian Metaphor – Toward Paradigm Change in Psychoanalysis. New York: W. W. Norton.

Struwe, T. (1978). Die Entwicklung der organologischen Staatsauffassung im Mittelalter. Stuttgart: Anton Hiersemann Verlag.

Urry , J. (2000). Sociology beyond Societies. Mobilities for the twenty-first century. London and New York: Routledge.

Wuthnow, R. (1998). Loose Connections. Joining together in America's fragmented Communities. Massachusetts, London: Harvard University Press.